
SKLAVE

Morgens erreichte mich die Nachricht vom Tod meiner Tante. Als ich ihren Namen in der Mitteilung des Notars las — man hatte ihn unterstrichen —, musste ich stutzen. Der Name wollte mir auf den ersten Gedankengang, der vonstatten ging wie eine rostige Kurbelwelle, einfach nichts sagen: Frau Theodora Duckbach, geborene Koffaberg.

Auch wenn nach reiflicher Überlegung dann doch eine blassgelbe Erinnerung einsetze, konnte ich den Verlust der Tante Theodora nicht angemessen in jenen Organen verorten, die sonst für Gefühlswallungen verantwortlich sind. Konsequenzenreich an der Nachricht war nicht der Verlust meiner Tante Theodora, sondern vielmehr die Tatsache, dass ich in den Genuss einer beachtlichen Erbsumme kommen sollte. Ich konnte es kaum glauben, aber die Tante, an die ich mich so zaghaft erinnerte, vermachte mir einen Bargeldbetrag, den ich bestens gebrauchen konnte. Meine momentane Lebensführung ließ es nur begrenzt zu, mich gründlich meiner Schriftstellerei widmen zu können. Die Anstellung in der ortsansässigen Tiefkühlkartoffeleckenfabrikation hielt mich nicht nur vom Schreiben ab, sondern war mir nach fast vier Jahren mehr als unliebsam geworden. Nun konnte ich die leidige Anstellung aufgeben und die Tiefkühlkartoffelecken zum Teufel jagen. Mit dem Geld der lieben Tante Theodora, die ich nun nicht mehr so zaghaft erinnerte, verließ ich die Provinz, zog nach Dresden und widmete mich voll und ganz der Literatur.

Am vierundzwanzigsten September zog ich in die Antonstraße. Ich mietete eine kleine Maisonettwohnung im Dachgeschoss eines Altbaus mit Mansarddach. Der Umzug war schnell über die Bühne gebracht. Mit dem Geld meiner Tante engagierte ich zwei zuverlässige Möbelpacker, die binnen eines Vormittags mein spärliches Mobiliar aufstellten. Mein Arbeitsbereich sollte die

Küche werden; es gab ein großes zweiflügliges Fenster zum Innenhof. In der Küche baute ich ein kleines Regal für meine Bücher auf, den klapprigen Küchentisch verbarg ich unter einer olivfarbenen Tischdecke und den Geschirrschrank positionierte ich direkt neben Spüle, Waschmaschine und Gasherd. Das andere Zimmer diente mir als Schlafraum: darin mein neues, französisches Bett und ein Kleiderschrank. Das Bett erwarb ich aus den Mitteln der Erbschaft, denn ich war es leid, in Neunzigzentimeterbetten schlafen zu müssen. Bereits nach einer Woche hatte ich mich in der Antonstraße eingelebt. Ich wusste, wo ich meine Zeitung bekam, wo ich abends auf ein Bier einkehren konnte, wo ich sonntags meine Brötchen bekam, und wo ich in Zukunft die Früchte meiner Arbeit im Kreise anderer Schriftsteller würde vortragen könnte. Mit den Nachbarn verstand ich mich außerordentlich gut. In den oberen Stockwerken wohnte eine Witwe, dann gab es noch — meiner Wohnung gegenüberliegend — einen Wissenschaftler, der selten zu Hause war. Einmal lieh er sich meinen Werkzeugkasten. Alles in allem: Ich hatte eine neue Heimat gefunden.

Die Repressalien begannen am neunten Oktober. Ich arbeitete in der Küche an einem neuen Text, auf dem Herd köchelte eine Handvoll Nudeln und ich hatte mir eine gute Flasche Elbhang-Grauburgunder aufgezogen. Die Türglocke schrillte. Ich eilte zur Tür und vernahm die Schritte mehrerer Personen auf ihrem Weg treppauf. Man war nicht in Eile, man ging gemächlich. Bald standen zwei Männer vor meiner Tür. Der eine trug einen dunklen Wintermantel, der andere eine sportliche Daunenjacke mit Pelzkragen. Ersterer war etwas älter als der Daunenjackenträger. Er trug sein halblanges Haar zu einem schiefen Seitenscheitel gekämmt, an seiner wulstigen Oberlippe ein Leberfleck. Der andere war kleiner, wirkte gedrungen und stumpf. Es schien, als fehlte ihm die Aura, die durch die Ausstrahlung des anderen Mannes irgendwie ausgeglichen wurde.

Beide erinnerten mich eigenartigerweise an die Hirten aus einem Rilke-Gedicht. Ein Engel kommt zu den Hirten und verkündet den Beginn einer neuen Zeit. „Mein ganzes Wesen brennt und strahlt so stark, ist so ungeheuer voll Licht“, heißt es in einem der Verse. Dieses Licht umgab den Älteren, der Jüngere brauchte keine Ausstrahlung, solange er sich nur nah genug im Licht seines Begleiters aufhielt.

„Herr Servus? Jonathan Servus?“, fragte der Ältere.

„Ja“, erwiderte ich.

„Sie sind Schriftsteller?“

Ich nickte.

„Wir sind Gesandte des Landes“, fuhr der Daunenjackenträger fort.

„Somit der Öffentlichkeit“, unterbrach ihn der Ältere.

„Und somit auch des Mitbewerbs“, endete der Stumpfe.

„Mein Name ist Narziss Ach, das ist mein Kollege Herr Georg Hornborstel“, der Ältere deutete auf den Jüngeren und fuhr fort: „Wir kümmern uns um ortsansässige Schriftsteller. Es macht ja durchaus Sinn, dass man sich zusammenschließt. Sehen Sie, die Heizungsbauer schließen sich zusammen, ein Amt bestimmt über ihr Tun ...“

„Das Amt für Normung in Berlin“, ergänzte der Jüngere.

„Die Bartschneider und Friseure schließen Bande und einigen sich auf gewisse — Richtwerte. Alle Branchen tun so.“

Der Mantelträger pausierte. Ich nutzte den Moment, um originell zu sein: „Hören Sie, ich habe kein Interesse an Zeitschriften, möchte keiner neuen Religion beitreten und bin auch sonst ein ziemlich unzuverlässiger Spender. Bei mir bekommen Sie weder Geld noch Blut. Ich habe gerade ein Essen auf dem Herd und ...“

„Sehen Sie“, holte der Ältere erneut aus, „wir bieten Ihnen die einmalige Chance, im Sinne unserer Ermächtigung zu arbeiten. Im Sinne des Landes“

„Im Sinne der Öffentlichkeit“, unterbrach ihn der Jüngere.

„Und somit auch im Sinne des Mitbewerbs“, endete der Mantelträger. Das alles wirkte auf mich wie ein Laienspiel. Beide schauten mich

erwartungsvoll an. Ich schüttelte den Kopf, drehte mich um und schlug einfach die Tür hinter mir zu. Ein abrupter, und wohl auch unhöflicher Abbruch dieses seltsamen Gesprächs schien mir das einzig Sinnvolle zu sein. Ich ging in die Küche, nahm die weich gekochten Nudeln vom Herd und widmete mich dem Grauburgunder.

Es war der zweiundzwanzigste Oktober, ich weiß das so genau, weil ich nach ungewöhnlichen Vorkommnissen meist ein paar Zeilen in mein Tagebuch notiere. Ich hatte die Begegnung mit Herrn Hornborstel und Herrn Ach — in meinen Notizen nannte ich sie bald scherzhaft *die Hirten* — beinahe vergessen, da trug sich eine weitere Seltsamkeit zu. Die angebotene Chance, die mir die Hirten zu unterbreiten gedachten, sollte kein einmaliges Angebot gewesen sein. Sie suchten mich erneut auf: Eine Glocke schrillte. Eben noch stand ich unter der Dusche, schon kraxelte ich aus der Wanne, trocknete mich rasch ab und stürzte in den Flur.

„Die Tür ist offen!“, verkündete ich lauthals.

Ich eilte ins Schlafzimmer, um mich anzuziehen. Schritte wurden lauter und erfüllten den Flur. Der Postbote, dachte ich. Wahrscheinlich ein Paket oder ein Einschreiben. Die Schritte verstummten. Das Scharren von Stuhlbeinen auf dem Dielenboden war zu hören. Im Unterhemd erreichte ich die Küche. Zu meiner Verwunderung hatte sich der Postbote verdoppelt. Er trug auch nicht die gewohnt dunkelblaue Kluft, sondern Wintermantel und Daunenjacke mit Pelzkragen.

„Was tun Sie in meiner Küche?“

Törichte Frage.

„Was wollen Sie?“, legte ich nach.

„Ihnen ein Angebot machen“, lockte der Wintermantelträger.

„Ein lukratives“, ergänzte der andere.

Der Ältere holte tief Luft und begann zu dozieren: „Wir haben uns

gedacht, dass es für Sie als Schriftsteller doch äußerst ansprechend sein dürfte, für das Land“

„Somit für die Öffentlichkeit“, unterbrach ihn der Jüngere.

„Und somit auch für den Mitbewerb zu arbeiten“, endete der Ältere.

„Ich sagte Ihnen bereits, dass so etwas für mich nicht in Frage kommt.“

„Warten Sie, Sie haben ja unser Angebot noch nicht gehört“, fuhr der Wintermantelträger fort:

„Dieses Land wurde erst durch Normierung zu dem, was es heute ist.“

„Die ganze Welt feiert uns dafür“, gab der Daunenjackenträger schmunzelnd hinzu.

Ich wollte abkürzen: „Ihr Angebot, meine Herren.“

„Ja, richtig. Wir haben Ihnen ein Angebot zu machen.“

„Ein lukratives“, ergänzte Daunenjacke wieder.

„Bestimmt sind Sie daran interessiert, Ihre Werke einmal einem interessierten Publikum vortragen zu können. Was meinen Sie?“

„Ist doch lukrativ?“, gab der Jüngere der Frage seines Gefährten Gewicht.

„Auf einer Lesung hier in Dresden“, ergänzte Wintermantel.

„Gewiss ...“

„Sehen Sie“, fuhr Wintermantel fort, „wir organisieren Ihnen eine Lesung und Sie lesen Ihre Werke vor. Einverstanden?“

„Und?“, fragte ich brüsk.

„Wir kümmern uns um Sie. Wäre es denn nicht äußerst reizvoll, Ihre Werke, sagen wir mal, im Sinne des Landes.“

„Somit im Sinne der Öffentlichkeit“, unterbrach der Ältere.

„Und somit auch im Sinne des Mitbewerbs — auf einer Lesung vorzutragen?“, endete der Jüngere.

Ich war nicht sicher, ob ich mit vernunftbegabten Menschen kommunizierte. Eine Zusammenarbeit mit Land und Leuten passte mir einfach nicht. Hatte ich das nicht deutlich zu verstehen gegeben? Ich tue das sehr ungern, aber ich fühlte, dass ich grob werden musste, um Wintermantel und Daunenjacke wieder loszuwerden.

„Mir ist egal, was Sie mir noch anbieten, ich sage immer Nein!“

„Wie können Sie das sagen?“

„Ich möchte Sie bitten, nein, ich verlange, dass Sie sofort meine Wohnung verlassen!“

Die direkten Worte schienen zu fruchten. Die Hirten erwiderten nichts. Daunenjacke und Wintermantel erhoben sich und gingen stumm in den Flur zurück. Bevor der Ältere im Treppenhaus verschwand, ergriff er — sichtlich erboßt — doch noch einmal das Wort: „Vielleicht ein Fehler.“

Seit dem zweiten Besuch der Hirten dachte ich oft an das merkwürdige Angebot. Zwar wurde ich mit derartigen Offerten zuvor noch nicht konfrontiert und hatte mir natürlich dies bezüglich keine ausgeklügelte Reaktion zurechtgelegt, doch war ich mir intuitiv sicher, dass ich niemals meine Schriftstellerei in irgendeinen Dienst stellen wollte. Ich war nur froh, dass mich niemand nach den Gründen meiner Haltung fragte.

Am zwölften Dezember traf ich die Hirten wieder. Sie standen vor dem Haus, warteten, während sie rauchten. Ungeachtet dessen, was oder wer mich nach dem Öffnen der Haustür erwarten könnte, lief ich ihnen regelrecht in die Arme. Ich erschrak, Wintermantel und Daunenjacke hatten sich direkt hinter der Tür postiert.

„Herr Servus!“, begrüßte mich Daunenjacke.

„Wir haben auf Sie gewartet“, sagte Wintermantel freundlich.

„Ich habe keine Zeit. Bin in Eile.“

„Wir wollen nicht lange stören. Wir haben unser Angebot von neuem überdacht und sind zum Schluss gekommen, dass unser Teil der Abmachung im Vergleich zu Ihrem noch einen, sagen wir, Bonus vertragen könnte. Wir haben mit unseren Vorgesetzten gesprochen und sind gemeinsam zu dem Schluss gekommen, Ihnen zusätzlich zu unserem Angebot ...“

„Was lukrativ war“, unterbrach ihn Daunenjacke.

„Ihnen dies hier zu überreichen“, endete Wintermantel.

Er reichte mir einen beige-farbenen, länglichen Briefumschlag und wünschte: „Einen schönen Tag, Herr Servus.“

Automatisch griff ich nach dem Umschlag, steckte ihn unsanft in meine Hosentasche und stürzte in die winterliche Antonstraße. Die Hirten sagten kein Wort mehr; sie blieben zurück und sahen mir nach. Ein eigenartiges Gefühl durchfuhr meine rechte Hand, die den Umschlag entgegennahm und in der Hosentasche verschwinden ließ.

Erst am Abend öffnete ich den Umschlag. Darin waren sorgfältig vier ganz glatte Fünfeuroscheine eingetütet. Die Banknoten wurden mit einer kupferfarbenen Klammer zusammengehalten. Ich ließ das Geld in der Schublade meines Küchentischs versinken, wollte vergessen, und geriet in den Zustand eines lang anhaltenden Grübelns.

Zwei Tage später war ich fertig mit Grübeln. Ich hatte einen Entschluss gefasst: Ich würde das Geld ablehnen! Irgendwann müssten die Hirten ja wieder auftauchen, sie verschenkten das Geld ja nicht; sie würden kommen, um meinen Teil ihrer Abmachung einzufordern. So versuchte ich, nicht mehr an die Sache zu denken, bis die Hirten kamen.

Es waren weitere vier Tage, die ich wartete. Ich wusste nicht warum, aber ich konnte während dieser Zeit an nichts anderes denken als an die Hirten. Dieses ungewisse Warten zerriss mich, und als die Hirten dann endlich kamen, war mir das wie eine Erlösung.

Eine Türglocke schrillte. Ich stürzte zur Tür. Langsame Schritte waren zu hören. Dann endlich standen sie wieder in meinem Flur. Ich hielt den Umschlag mit dem Geld noch nicht sichtbar hinter meinem Rücken. Sie traten ein, grüßten freundlich und vermittelten den Eindruck, als erwarteten sie, dass ich den Anfang machte.

„Meine Herren, ich weiß Ihre Bemühungen sehr zu schätzen, aber

ich kann das Geld nicht annehmen. Ich gebe Ihnen den Umschlag jetzt zurück und möchte über die Sache nicht mehr sprechen. Ich habe alles zu Ihrem Angebot gesagt. Wir kommen nicht zusammen. Ich möchte Sie bitten, meine Entscheidung zu akzeptieren und ohne weitere Überredungsversuche Ihrerseits meine Wohnung zu verlassen.“

Es kostete mich Kraft, meiner Stimme Nachdruck zu verleihen. Die Hirten schienen überrascht. Ich hielt Wintermantel den Umschlag entgegen, er nahm ihn nicht, war aber auch nicht in der Lage zu sprechen. Ein lang andauerndes Schweigen breitete sich zwischen uns aus.

Daunenjacke brach es schließlich: „Geben Sie her!“, sagte er borstig und grabschte nach dem Umschlag. Jetzt wusste ich, warum ich ihn bei meiner ersten Begegnung als stumpf empfunden hatte. Es schien, als fielen alle Umgangsformen von ihm ab. Er zog krachend den Rotz in seiner Nase hoch, drehte sich rasch um und bewegte sich treppab. Wintermantel verharrte noch einen Moment an meiner Wohnungstür, dann schüttelte er den Kopf und folgte seinem Gefährten.

Fast unverstündlich flüsterte er erneut drei Worte: „Sie enttäuschen mich.“

Der Postbote brachte einen Tag nach Neujahr einen Brief meines Vermieters. Violettfarbene Tinte verlief auf dem Adressfeld. Jonathan Servus wurde gestempelt oder schlampig gedruckt.

Betreff: Wohnungskündigung wegen Eigenbedarf.

Sehr geehrter Herr Servus. Hiermit möchten wir Ihnen mitteilen, dass wir Ihren Mietvertrag fristgerecht zum ersten April dieses Jahres kündigen. Die Kündigung ist notwendig und nicht abwendbar, da wir die von Ihnen zurzeit noch genutzte Wohnung selbst nutzen müssen. Wir fordern Sie hiermit höflich auf, die von Ihnen zurzeit noch genutzte Wohnung zur vertraglich vereinbarten Frist

frei zu machen. Gerne sind wir Ihnen bei der Suche nach einer neuen Unterkunft behilflich. Mit freundlichen Grüßen.

Ich musste mich setzen, nahm einen ordentlichen Schluck des Cognacs, den mir das Dresdner Literaturbüro als Weihnachtsgeschenk zugesendet hatte, und wiederholte diese Prozedur zweimal.

Wohnungssuche. Nach einiger Zeit nahm ich den Umstand als Chance, vielleicht war die Antonstraße doch kein so geeigneter Ort für mich. Jeden Samstag studierte ich also die Immobilienanzeigen in der Zeitung.

Am achten Januar stellten sie mir den Strom ab. Halbseitig rasiert stürmte ich zum Telefon. Was war ich froh, ein altmodisches mit Wählscheibe zu besitzen. Ich rief beim Dresdner Elektrizitätswerk an. Der Herr am anderen Ende der Leitung wollte mir weismachen, ich hätte meine letzten Stromrechnungen nicht bezahlt.

„Es ist Winter!“, schrie ich in den Hörer.

Das schien den Herrn am anderen Ende der Leitung nicht wirklich zu interessieren. Kein Geld, kein Strom. Quälend versuchte ich, mich zu erinnern: Es stimmte, seit Oktober oder November hatte ich keine Stromrechnungen erhalten. Der Postbote brachte keine mehr. Das teilte ich dem Herrn vom Elektrizitätswerk mit. Seine Unterlagen sagten etwas anderes. Darin wurde vermerkt, dass alle Rechnungen der letzten Monate ordnungsgemäß versendet wurden.

„Haben andere Personen Zugang zu Ihrem Briefkasten?“, unterbrach er mich.

„Nicht, dass ich wüsste. Ich meine, nein! Meinen Sie, jemand hat mir die Rechnungen aus dem Briefkasten entwendet?“

„Sie sollten das überprüfen. Sie können sich ja auch bei der Post beschweren.“

Wir einigten uns darauf, dass ich die ausstehenden Gebühren sofort begleichen würde. Abends wurde es wieder hell in meiner Wohnung.

Ende Januar hatte ich immer noch keine neue Bleibe gefunden. Entweder waren die angepriesenen Wohnungen in der Samstagszeitung zu weit im Umland gelegen oder einfach zu teuer. Und der Termin der Wohnungskündigung rückte näher. So entschied ich mich, auf das Angebot meines Vermieters zurückzukommen. Große Hoffnungen waren hiermit nicht verbunden, doch wollte ich wissen, wie ernst solch ein floskelhaft anmutender Satz in einem Kündigungsschreiben gemeint war: „Gerne sind wir Ihnen bei der Suche nach einer neuen Unterkunft behilflich.“

Ich wählte die Ziffern, die mich mit dem Vermieter verbinden würden.

„Ja“, meldete man sich verschlafen.

Überrascht über dieses formlose Ja, stotterte ich: „Ist da der Vermieter?“ Sammlung. „Servus, mein Name. Jonathan Servus.“

„Guten Tag Herr Servus“, wachte man auf: „Was kann ich für Sie tun?“

„Sie schrieben, dass Sie mir bei der Suche nach einer neuen Wohnung behilflich sein könnten oder würden.“

„Herr Servus, es tut mir leid, dass wir Ihnen kündigen müssen, die Wohnung kann aber bei der momentanen Nutzung nicht mehr rentabel bewirtschaftet werden. Unter anderen Vorzeichen wären Sie bestimmt einer jener Mieter geworden, mit dem wir ein halbes Leben lang hätten zusammenarbeiten können, ganz gewiss.“

„Sie müssen sich nicht erklären.“

„Das Umfeld soll lukrativ bleiben“, unterbrach mich die Stimme aus dem Hörer.

Ich stockte —

„Herr Servus, sind Sie noch in der Leitung?“

„Ja.“

„Sie sind doch Schriftsteller, richtig?“

„Ja.“

„Trinken Sie?“

„Wie bitte? Ich wüsste nicht, was Sie das angeht!“

„Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Man ist ja besorgt ...“

Donnernd schlug ich den Hörer auf die Gabel meines Telefons. Meine Gedanken verklebten. Der Wahnsinn klopfte von außen an eine nach innen führende Tür. Die Trennung der Welten fiel mir immer schwerer: die Stimme aus dem Telefon, meine Synapsen, überschäumendes Nudelwasser auf dem Herd.

Nach meiner Abkühlung fuhr ich übers Wochenende nach Berlin. Es waren Erledigungen zu besorgen. Die Stadt zog mich gewohntermaßen in ihren Bann und ich dachte ernsthaft darüber nach, meine Wohnungssuche auf Berlin auszuweiten.

Es war schon dunkel, als mich ein Taxi in der Antonstraße absetzte. Mit schwerem Koffer und Plastiktüten, gefüllt mit Büchern, bewegte ich mich die Treppe zu meiner Wohnung hinauf. Mit meinen Schneidezähnen hielt ich die Post der letzten Tage zusammen. Als ich vor der Wohnungstür stand, musste ich feststellen, dass das Licht im oberen Teil des Treppenhauses ausgefallen war. Unter meinen Schuhsohlen knirschte es.

Ich stellte die Tüten ab und zog den Wohnungsschlüssel heraus; er fuhr geschmeidig ins Schloss, die Tür schnippte auf. Ich trieb in den Flur, packte Tüten und Koffer auf die Kommode. Licht.

Gelbe Strahlen trafen meine Augen, zerbrachen jedes gewohnte Bild im Kopf. Orangefarbene Hagebuttenkapseln bedeckten den Boden. Überall haariger Samen. Schmierereien an den Wänden. Aufgescheucht rannte ich durch den Flur. Die Stadt war Wohnung geworden und die Wohnung Stadt. Mein bescheidenes Zuhause bot Raum für fremde Füße. Die Plastiktüten wurden umgestoßen, ein eindimensionaler Mensch war zu Hause angekommen. Erschöpft sank ich in der Küche auf den einen Stuhl, der noch alle Beine besaß. Und dann: Angst. Sie traf mich rüde. Bald fürchtete ich die Banalität meines Schlafzimmers. Hinter den Vorhängen lauerten bocksköpfige Titanen.

„Hirten, wie allein bin ich in euch. Auf einmal wird mir Raum“, geisterten Rilkes Worte in meinem Kopf und klopften diesmal von Innen an die fleischigen Verschalungen meines Schädels. Ich dachte es nicht zu Ende, aber ich spürte es schmerzhaft in allen Gliedern, die Vorkommnisse der letzten Monate entsprachen einem Muster. Die letzten Cognactropfen ließen sich Zeit, meine Zunge zu erreichen.

Zornig waren die Schläge an meine Wohnungstür. Keine Türglocke. Es war an einem meiner letzten Tage in der Antonstraße. Zaghaft öffnete ich die Tür zur Stadt gewordenen Wohnung und ließ den Zorn in meinen Flur.

Es fiel mir keinesfalls schwer, die letzte Konsequenz meines Widerstandes in allen unappetitlichen Details auszumalen, doch als es so weit war, hatte ich wieder Angst. Wie zuvor, als man mich hinter den Gardinen überfallen hatte. An diesem Tag erfolgte keine Erlösung meiner Angst, nicht einmal von Auflösung konnte gesprochen werden. Man zerbrach mich — ganz nebenbei.

Zornig waren die Schläge — ein fast unschuldiges Tun —, ohne Umschweife trafen sie mich. Man kam ohne Rücksicht gleich zum Wesentlichen. Ich zerschmetterte auf den Dielen meines Flurs. Tritte brachten ein letztes Stöhnen, das sicher als ein Aufheulen des Widerstandes aufgefasst wurde, zum Schweigen. Die Welt wurde kalt und sandfarben.

„In den Staub!“, waren die letzten drei Worte einer mir vertrauten Stimme.

Dann: das Unaussprechliche.